Zweite Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 230. Freitag den 17. August 1888. 82. Jahrgang.

Ein Ausflug nach Tunis.

Von Jenny Norber-Rey.

(Nachdruck verboten.)

„Geben Sie Acht, Sie werden es erleben, Afrika ist der Erdtheil der Zukunft! Unsere europäischen Conflicte werden auf seinem Boden ausgefochten werden . . . . Die Völker haben etwas von uns gelernt: das Gegentheil zu thun, was wir thaten. Sie werden nicht mehr die eigenen Städte verbrennen und die eigenen Felder von den Hufen der Kriegsrosse zertreten lassen. Sie kämpfen auf einem Terrain, das die Natur schon vorbereitet hat und das Raum gewährt für die Entwickelung ihrer kolossalen Heermassen: die Wüsten. Sie können unbesorgt sein, der europäische Friede wird in unserem Jahrhundert nicht mehr gestört werden!"

Der dies wörtlich sagte, war der selige Gortschakoff. Ich hatte die Ehre, von ihm in Baden-Baden empfangen zu werden, als allgemein die Rede von einem englisch-russischen Kriege war. Der greise Kanzler sah die Verwickelungen im Orient nur für „Feuerwerk" (feu d'artifice) an, dem ein Machtgebot des Zaren ein Ende setzen könnte, wenn es nicht in der russischen Politik läge, „die Aufmerksamkeit des Auslandes von den nihilistischen Umtrieben abzuwenden". Ich muß unwillkürlich an dieses Fürstenwort denken, wenn ich von den verschiedenen Fragen lese, die aufgeworfen werden und sich in Afrika zu einem casus belli zuzuspitzen scheinen. Die Flottenmanöver des Herzogs von Edinburg gehören hierzu. Prinz Alfred von Großbritannien, der künftige Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, will augenscheinlich in Tunis und Marokko dem Beispiel seines Bruders Connaught in Alexandrien folgen . . . . Wir werden in jedem Fall in nächster Zeit mehr von diesen Orten hören. Die Leser werden deshalb gewiß etwas Näheres über dieselben erfahren wollen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Weihnachtsabend 1884 schiffte ich mich in Marseille ein, um nach Tunis zu fahren. Es war ein kalter Wintertag, aber die Luft von seltener Reinheit. Die Thürme der Tochterstadt Karthagos hoben sich klar vom schiefergrauen Himmel ab. Die von felsigen Höhen herniederblickenden Forts, der Mastenwald der Kauffahrteischiffe und die Kriegsdampfer auf der Rhede boten ein prachtvolles Schauspiel dar, denn sie prangten bereits, des hohen Festes der Christenheit wegen, in reichstem Fahnen- und Wimpelschmuck. Ein höchst geschäftiges Treiben herrschte überall. Jeder beeilte sich, mit der Arbeit fertig zu werden, damit der Feiertag in Ruhe erwartet werden könnte.

Die Schiffsglocke läutete zum dritten Male. Die „Hirondelle" („Schwalbe") lichtete ihre Anker. Sie fuhr langsam und stolz das Ufer entlang, vorbei an den großen Waarenlagern, den Casernen, Matrosenherbergen, den Bauplätzen, Holz- und Kohlenniederlagen, den Ställen, Gärten, Concertetablissements und reizenden Villen, die sich längs des Meeres hinziehen. Alle waren festlich geschmückt. Eine riesige Trieolore flatterte vom Leuchtthurm. Das Licht der Fackeln schien grell darauf. Sie sah aus wie ein von einer Wunde gerötheter Verband. Und was ist sie eigentlich jetzt anderes, wenn man die jetzigen Zustände Frankreichs betrachtet? Was ist die dritte Republik, welche dem an einem Krebsschaden leidenden Kaiserreich des dritten Napoleon folgte, unter der radicalen Regierung geworden??? — — — Es ist ein widerlicher Anblick! Er währte glücklicherweise nicht lange. Barken heimkehrender Fischer begegneten uns. Die italienischen Insassen sangen bereits das „Sancta, sanctissima nocte!" („Heilige, allerheiligste Nacht!"), während die Franzosen eine provençalische Tanzweise erschallen ließen. Die Entfernung vom Ufer wurde größer. Glockengeläute tönte plötzlich herüber: es rief die Gläubigen zur Mitternachtsmette. Der Horizont erhellte sich gleichzeitig, und ich sah bei einer Biegung des Schiffes nochmals den hohen Thurm von „Notre-Dame de la Garde". Dies ist ein vielgepriesener Wallfahrtsort, dessen Gnadenbild schon Tausenden bangend zagender Seelen Hoffnung und Trost einflößte. Er liegt auf einem Felsvorsprung, der tief ins Meer hineinragt. Kleine buntfarbige Flammen zogen sich um das Dach und die Thurmspitzen. Die bildeten den Gruß: „Gloria in excelsis Deo" und: „Ave, Maria, stella maris".

Die Gegenstände am Strande wurden nun immer undeutlicher. Eine weite Wasserwüste umgab das Schiff. Dem lärmend begonnenen Tage folgte die tiefste Stille der Nacht. Der Mistral pfiff nur unheimlich im Tauwerk. Die Wellen schlugen klatschend über die Galliene zusammen. Einzelne Wasservögel kreisten über den Fluthen. Ich trat in die Kajüte. Die Hälfte der Reisegesellschaft hatte sich der Seekrankheit wegen zurückgezogen. Nur wenige Tapfere hielten aus. Ein englischer Missionar erzählte einem deutschen Amtsbruder, der den Hals in die weiße Binde gewickelt, den Kopf mit einem Cylinderhut bedeckt, unbeweglich dasaß, Erlebnisse aus den fernen Ländern. Der Engländer war bereits ein „Right Reverend" (Hochehrwürden), wie das an einer goldenen Kette hängende Kreuz anzeigte. Der Deutsche trat seine erste Reise nach dem Süden an. Er war sehr unruhig innerlich, denn ihn erwartete nicht nur im Innern Afrikas ein ganz fremder Wirkungskreis, sondern die Basler Missionsgesellschaft hatte auch bestimmt, daß er, um die Pfarrei zu erlangen, die Wittwe seines Vorgängers heirathen müsse. Er hatte nur das zehn Jahre alte Bild seiner „Zukünftigen" gesehen, sonst wußte er nichts weiter von ihr. Ein Jesuitenpater in Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen ruhte auf einem Sopha. Er war ein junger Mann von seltener Schönheit, ein wahrer Antinouskopf. Klugheit sprach aus seinen Märchenaugen; aber ein gewisser ironischer Zug lag um den feingeschnittenen Mund, als er die beiden anderen Geistlichen betrachtete. Es war darin deutlich die Ueberzeugung ausgedrückt: die würden ewig Diener sein, während er bald herrschen würde. Wie sein Blick dabei auf die Rubinen an seiner linken Hand fiel, war es, als sähe er schon den Purpur vor sich . . . Mehrere Berloques hingen an der Uhrkette, u. A. ein Siegel mit einem hochfürstlichen Wappen. Der Träger besaß in der Welt das Recht auf die Anrede „Durchlaucht". Er war nicht nur zum demüthigen Priesterdienst in die Gesellschaft Jesu getreten, sondern als Heerführer der ecclesia militans. Er begab sich auch jetzt in mehr politischem Auftrage zum Cardinal Lavigerie nach Algier und Tunis. — Ein Hauptmann der reitenden Jäger las zum fünften Male eine Pariser Zeitung vom Tage vorher in der eingebildeten Hoffnung, etwas Neues zu finden. — Eine junge, auffallend gekleidete Person saß in einer Ecke und knackte Zuckernüsse. Sie hörte dabei mit halbem Ohr die Betheuerungen eines jungen Semiten an, eines österreichischen Handlungsreisenden, der gewiß später in seiner Heimath erzählte, die Eroberung der ersten Primadonna der Welt gemacht zu haben. — Eine große starke Dame, mit männlichen Zügen und Bewegungen, diskutirte mit einigen älteren Herren von jüdischem Typus über die Vortheile der algierischen Eisenbahnactien gegenüber den Suezcanalpapieren. Sie ließ sich „Gräfin" anreden. Einige Schlaukköpfe meinten, sie hätte sich den Titel selbst verliehen und spare dem Stubenmädchen, von dem sie sich wie eine Königin bedienen ließ, eine traurige Ueberraschung auf. Sie würde das Schiff, ohne einen Pfennig Trinkgeld zu geben, verlassen. Diese Voraussage traf ein. — Eine echte kleinrussische Prinzessin rauchte der schaukelnden Bewegung des Schiffes zum Trotz eine Cigarette nach der andern. Sie blätterte dabei in einem französischen Roman. — Eine von ihrem Gatten geschiedene Ungarin war auf der „Erholungsreise". Sie quälte mit ihren Launen den sie begleitenden Freund, einen italienischen Künstler, der es sicher im Geheimen bereute, sie nicht auf ihrer Puszta gelassen zu haben.

Mehrere Gelehrte, verschiedenen Nationalitäten angehörig, stritten über wissenschaftliche Fragen. Ein Militairarzt, ein alter Zouven-Oberst, ein Weinhändler und eine Beamtenwittwe, deren Tochter an einen Consul in Tunis verheirathet war, spielten Karten. — Zwei Damen in Trauer weinten leise vor sich und sprachen im Flüsterton. Sie fuhren zum Begräbniß des einzigen Sohnes resp. Bruders, eines hoffnungsvollen Lancierlieutenants. — Drei Kameraden desselben begleiteten sie. Einer schien viel Interesse für die Schwester des verstorbenen Freundes zu haben, welche ihm auch ihrerseits mit Freundlichkeit entgegenkam. Die anderen Beiden plauderten in leichter Wachtstubenweise, wobei sie oft den Zweck ihrer Reise vergaßen. Sie versprachen sich von derselben nur manches pikante Abenteuer.

Der nächste Tag brachte keine Veränderung. Erst gegen Abend schimmerte ein schmaler grüner Streifen am Horizont: die Insel Minorca.

Die Stadt Mahon sah hinter Orangenwäldchen hervor. Die niedrigen weißen Häuser mit den luftigen Veranden machten einen höchst anmuthigen Eindruck. Eine reiche Vegetation dehnte sich bis zum Ufer aus. Schlingpflanzen bedeckten sogar die Rampe der Landungsbrücke. Einige Zwischendeckspassagiere verließen das Schiff. Postsachen wurden abgegeben und zur Weiterbeförderung aufgenommen. Dann ging es fort nach Tunis. Es war eine unvergleichlich schöne Nachtfahrt. Das mondbeleuchtete Meer glich mit seinem aufhüpfenden Goldwogen einer unzählbaren Schaar von Sirenen und Nixen, die ihre Klagen durch die Lüfte flüsterten. Das Meerleuchten macht einen gewaltigen Eindruck. Diese brandenden, feurigen Wogen sind ein ganzes Musikdrama, eine Symphonie mit elektrischen Beleuchtungsarabesken. Erst leise, im zarten Adagio, dann mächtig anschwellend zu stolzen Rhythmen, brechen sie plötzlich schroff ab oder verhallen in erstierbendem Grollen. Es scheint bald mehr nur ein akustisches Spiel, bald bricht es los, Schlag auf Schlag, wie mit der tragischen Wucht des Schicksals! Und dazwischen schallt es schauriggwild, wie eine fremde Tonmischung, die alle Nerven aufregt und die Sinne fesselt, die man in keinem Concertsaal vernimmt: wie das Asbein, die arabische Teufelsmelodie, der einzige Klang, dessen sich der himmelverwiesene böse Geist erinnern darf, weil er durch die Musik die Menschen am sichersten verderben wollte. Die allgewaltige Natur übertrifft aber Alles, selbst Höllenkünste. Sie übt eine wahrhaft orgiastische Wirkung aus. „Aria di Dio, entrami in corpo! . . (Gottesluft erfülle mich ganz!) Dieser Dante'sche Vers kommt Einem dabei von selbst in den Sinn.

Gegen 3 Uhr Morgens legte der Dampfer vor La Goulette an. Die Schönheit des Golfes von Tunis ist sprichwörtlich. Die Maulbeerhaine und die Hügel von Karthago waren aber in einen gelblichen Nebel gehüllt. Man gewahrte nur beim Schein der Leuchtthurmsfackeln, wie einen riesigen Sarkophag, das steinerne Amphitheater der alten Piratenstadt und daneben die beiden Cabelle. Eine Schaluppe, von mehreren halbnackten Arabern bedient, erschien bald mit den Beamten des Bey. Sie nahm die Reisenden mit ihrem Gepäck auf und führte sie sicher in den Hafen.

Das „Grand-Hotel" von Tunis ist eine ganz französische Einrichtung. Der Balcon meines Zimmers führte auf die elegante Avenue de la Marine. Eine Platanenallee durchschneidet dieselbe. Vollkommen europäische Häuser begrenzen sie zu beiden Seiten. Eine Pferdebahnlinie führt mitten durch. Ich fand mich etwas enttäuscht. Ich hatte von der alten Hauptstadt der Beys Haß und Hoffenden mehr „Localfarbe" erwartet. Ich verwechselte eben, wie so viele Europäer, die Araber mit den Türken und glaubte eine dieser orientalischen Städte anzutreffen, in denen die Gesichter nie ihren Ernst verlieren, wo das Lachen unbekannt ist, die Bewegungen feierlich sind und Alle das ewige Schweigen zu erlernen scheinen. Ich hörte stattdessen von früh bis spät das ohrenzerreißendste Geschrei. Englische Pferdebahnkutscher und maltesische Droschkenführer stritten sich um die Praxis. Zerlumpte Stiefelputzer boten ihre Dienste den Vorübergehenden an. Zusammenrottungen bildeten sich um die Stände der Gemüse- und Obsthändlerinnen. Manche feurig blickende Catalonierin war darunter, einige prächtige „Carmen"-Modelle. Sie lockten die Käufer durch den Klang der Castagnetten. Weiter ab zankten sich ein paar Juden. Sie warfen sich die gröbsten Beleidigungen an den Kopf, aber die Menge lachte. Sie wußte, daß man von der Sorte sagen kann: „Heute schlägt sich, morgen verträgt sich!" Auf dem freien Platze standen hohe, kräftige Gestalten von verwilderten Gesichtszügen, einen rothen Shawl, in dem ein langes Messer blitzt, um den nur mit einer zerrissenen Blouse bekleideten Oberkörper gewunden, breitkrämpige Hüte auf dem wirren Haar. Dies waren Sicilianer, welche auf einen Bauunternehmer warteten, der sie beschäftigen sollte.

„Chechias" (kurze Faltenröcke) vom schönsten Roth, „Bournousse" (Mäntel) in himmelblauer, gelber, olivegrüner und weißer Farbe, unter denen nackte braune Beine und dunkelfarbige Gesichter hervorsahen, mischten sich auf den breiten Trottoirs mit den Europäern und den Jüdinnen. Dieselben trugen hütenförmige Häubchen aus Goldstoff mit Perlen und Flittern geschickt, Sandalen an den Füßen, deren Zehen Ringe schmücken. Ihre Kleider sind bunt, aus dünnen Seidenstoffen, die, da ohne jedes Untergewand getragen, eng auf der Haut liegen und die reichen Körperformen der Trägerinnen genau abzeichnen. Sie sind außerdem so kurz, daß die goldenen Spangen, welche die Waden umschließen, sichtbar sind. Einige Mohamedanerinnen wagen sich schüchtern dazwischen. Sie sind dermaßen in schwarzwollene Tücher eingehüllt, daß man nichts als die gelben Lederstiefelchen, die farbig seidenen Handschuhe und ein Paar brennender Augen sehen kann. Die Sprachenverwirrung gesellt sich zur Verschiedenartigkeit der Costüme. Man glaubt oft einem Carneval beizuwohnen, es ist aber ein sehr geschäftiger Fasching! Die europäischen Läden haben mit der Concurrenz der „Souks" (einheimischen Bazare) zu kämpfen. Diese liegen in finsteren, gewölbten Straßen und bestehen nur aus einem Erdgeschoß, dessen Vorderwand weggerissen ist, um den Eintritt zu erleichtern. Teppiche, Kleiderzeuge, Stickereien und Spitzen wurden versteigert. Die anderen Gegenstände hatten feste Preise. Es war ein unerträglicher Lärm. Das Ueberbieten und Feilschen nahm kein Ende, dazu die verschiedenen Gerüche! Ich kam mir wie erlöst vor, als ich hier fort konnte. Ich ging nun durch ein Labyrinth enger Straßen. Die Häuser hatten hohe Mauern. Wilde Rosen und Gardenien blickten über einige hinfort. Die Gassen waren so schmal, daß man mit ausgestreckten Armen beide gegenüberliegende Häuser berühren konnte. Die scharf herausgebauten, vergitterten Fenster machten sie noch enger. Große eisenbeschlagene Thore führten in das Innere; manche zeigten kunstvolle Schnitzereien und Malereien. Tiefste Ruhe herrschte hier. Es sind dies die Wohnungen der Muselmänner.

Das „Ghetto" liegt nicht weit davon. Die Häuser sind alt, mit geflickten, schmutzigen Mauern und niedrigen, halb eingefallenen Dächern. „Meucharabis" (vergitterte, balconartige Fenster) sind in jedem Stockwerk. Zwei oder drei hübsche Mädchen in grell blauen, rosa oder grünen ärmellosen, ausgeschnittenen Gewändern blicken von jedem herab. Ihre Augen glänzen wie Brillanten. Ihre Haare sind mit Bändern und Perlen durchflochten und hängen in langen, schweren Zöpfen über den gelblichen Hals. Die zarte Farbe des Gesichts tritt durch die hochroth gefärbten Lippen noch mehr hervor. Viele schimmernde Ketten fallen auf ihren Busen und winden sich um die fetten Arme. Die Frauen werden hier nach dem Gewicht gekauft. Die eisernen Stäbe sind darum auch nicht als Schutzvorrichtung anzusehen, sondern bedeuten in allen Sprachen, die in Tunis gesprochen werden: „Man geht nicht durch die Fenster, aber die Thür öffnet sich leicht". Die Venus callipyga hat selbst in den reichsten Häusern Zutritt. „Das Leben ist sonst zu langweilig!" lautet die Entschuldigung.

Ich folgte einer breiten Straße und befand mich bald in der Avenue Bab-el-Kabbra. Ein langer Zug Karren versperrte mir den Weg. Neger, eine Rose hinter das linke Ohr gesteckt, führten die Maulthiere. Eine Reihe Kamele, schwer beladen, folgte ihnen. Chaouchs (Treiber), auf einer Art römischen Wagen stehend, trieben mittelst Peitschenhieben eine Herde Ziegen vor sich hin. Die wilden Geschöpfe rannten die Vorübergehenden an, welche laute Schreie ausstießen. Eine dicht geschlossene Sänfte, die von acht stämmigen Negern getragen wurde, bildete den Schluß. Dies war ein Hochzeitszug gewesen.

(Schluß folgt.)

Ueber Unfallversicherung bei landwirthschaftlichen Betrieben.

* Ueber dieses Thema hielt Herr Regierungsrath Dr. Rumpelt-Dresden in der Generalversammlung des landwirthschaftlichen Kreisvereins Leipzig, welche am 3. Juni d. J. in Oschatz abgehalten wurde, einen längeren Vortrag. Derselbe ist jetzt in den Mittheilungen des genannten Kreisvereins wörtlich zum Abdruck gelangt. Da zur Zeit der Inhalt dieses Vortrages nur in aller Kürze wiedergegeben war, ist es wohl gestattet, bei der Wichtigkeit des gebotenen Materials nach dem Berichte noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen. — Mit der auf Staatsgesetz beruhenden obligatorischen Arbeiterversicherung haben wir uns auf ein neues, bisher unbetretenes und unerforschtes Gebiet staatlicher Thätigkeit begeben, auf welchem uns auch die Erfahrungen anderer Nationen keinen Anhalt gewähren, da hier gerade das deutsche Reich den ersten kühnen und großartigen Versuch unternommen. Nach mehrfachen Anläufen, von 1881 an, gelang es endlich die Unfallversicherung der land- und forstwirthschaftlichen Arbeiter in einem besonderen Gesetze — vom 5. Mai 1886 — zu regeln. Den vielgestaltigen Verhältnissen der Land- und Forstwirthschaft, sowie den verschiedenartigen Verwaltungseinrichtungen in den einzelnen Theilen Rechnung tragend, behielt das Reichsgesetz vielmehr der Landesgesetzgebung die Befugniß vor, gewisse Einzelheiten selbstständig und sogar abweichend von den reichsgesetzlichen Bestimmungen zu ordnen. Das Ausführungsgesetz für Sachsen wurde am 22. März 1888 erlassen. — Das deutsche Reich ist zu Zwecken der Unfallversicherung in 48 landwirthschaftliche Berufsgenossenschaften — die sächsische ist die 23. — eingetheilt. Die nun folgenden Bemerkungen gelten lediglich in unserem engeren Vaterland Sachsen. — Die Versicherung tritt auf Grund des Gesetzes von selbst ein. Sie ist nicht in die Wahl oder das Belieben der Arbeitgeber oder Arbeitnehmer gestellt. Sie kann auch nicht durch Betheiligung bei einer freiwilligen Casse oder sonstigen Anstalt ersetzt werden. Die Versicherung ergreift sämmtliche land- und forstwirthschaftliche Betriebe. Auch der kleine landwirthschaftliche Nebenbetrieb des Fleischers, des Schlosserhofs auf dem Dorfe, oder des Fabrikarbeiters, der einen Scheffel Feld besitzt oder gepachtet hat, ist versicherungspflichtig. Die mit einem landwirthschaftlichen Betrieb verbundenen industriellen Nebenbetriebe werden verschieden behandelt. (Gesetz vom 6. Juli 1884 und Gesetz vom 28. Mai 1886.) Alle in den in genannten Gesetzen erwähnten Betrieben, sei es dauernd, sei es vorübergehend, beschäftigten Personen sind gegen die Folgen von Betriebsunfällen versichert: also nicht blos der eigentliche Arbeiter, sondern auch das landwirthschaftliche Gesinde, die Betriebsbeamten mit nicht mehr als 2000 ℳ Jahresverdienst — endlich aber auch die Familienangehörigen des Betriebsunternehmers, einschließlich seiner Ehefrau und der Betriebsunternehmer selbst. Gerade der Umstand, daß auch der größte und reichste Unternehmer versichert sein wird, bietet nach den besonderen Vortheil, daß damit der Beweis geliefert wird, daß die Unfallentschädigung kein Almosen, keine Armenunterstützung bilde, sondern ein Recht, das aus der Arbeit entspringt. — Unfallentschädigung wird nur gewährt, wenn der Unfall mit dem Betriebe im Zusammenhange steht. Nur für den Unfall, den der Verletzte vorsätzlich herbeigeführt hat, wird keine Entschädigung gewährt. Im Uebrigen bestimmt sich die letztere, je nachdem der Unfall eine Tödtung oder nur eine Verletzung des Betroffenen veranlaßt hat. Im Falle der Tödtung wird zunächst Ersatz für die Beerdigungskosten (mindestens 50 ℳ), außerdem aber vom Todestage an eine jährliche Rente an die Hinterbliebenen, die Wittwe, die Kinder, eventuell auch die Eltern des Getödteten gewährt. Die Wittwe erhält 20 Proc., jedes vaterlose Kind bis zum 15. Lebensjahre 15 Proc., das vater- und mutterlose Kind 20 Proc. des Jahresarbeitsverdienstes. Alle zusammen aber keinesfalls mehr als 60 Proc. Bei Verletzung tritt die Unfallversicherung erst nach Ablauf von 13 Wochen ein. Der Verletzte erhält dann außer den Kosten des weiteren Heilverfahrens auf die Dauer der Erwerbsunfähigkeit eine jährliche Rente, die bis zu 66⅔ Proc. ansteigen kann. Bei einem Jahresverdienst von 450 ℳ beträgt bei Tödtung die Rente jährlich zusammen höchstens 270 ℳ, bei Verletzung aber jährlich bis zu 300 ℳ — Der Jahresarbeitsverdienst, nach welchem sich die Rente bemißt, wird für die Arbeiter jedes einzelnen Orts von der Kreishauptmannschaft festgesetzt. Um die nöthigen Organe und Geldmittel für die Durchführung dieser Unfallversicherung zu gewinnen, werden die Betriebsunternehmer zu Berufsgenossenschaften — die sächsische führt den Namen: „Land- und forstwirthschaftliche Berufsgenossenschaft für das Königreich Sachsen" — vereinigt, die demgemäß als die Träger der Versicherung bezeichnet werden. Der Sitz der sächsischen Genossenschaft ist in Dresden. Organe der Genossenschaft sind die Genossenschaftsversammlung, der Genossenschaftsvorstand und die Vertrauensmänner. Die Genossenschaftsversammlung besteht aus 26 Vertretern der Genossenschaftsmitglieder überhaupt und zwei besonderen Vertretern der Gärtnereibetriebe. Der Genossenschaftsvorstand ist das eigentliche Executivorgan. Als locale Organe der Genossenschaftsverwaltung wirken die Vertrauensmänner — sie sind so recht die Augen und Ohren der Genossenschaft —, welche für jede Gemeinde und jeden Gutsbezirk von der Gemeindevertretung, bez. der Gutsherrschaft gewählt werden. Die Versicherungsbeiträge werden von den Unternehmern erhoben nach dem Maßstabe der Grundsteuereinheiten, welche auf den von ihnen bewirthschafteten Grundstücken liegen. Als Unterlagen für die Ausschreibung und Erhebung der Beiträge dienen das Unternehmer-Verzeichniß und die Heberolle. Bei Beschaffung der nöthigen Geldmittel kommt das Umlageverfahren in Anwendung. Um möglichen Gefahren vorzubeugen, ist die Ansammlung eines Reservefonds zunächst bis zum doppelten Jahresbedarf vorgeschrieben. Zur Bildung desselben sind bei den ersten drei Umlegungen je 100 Proc., bei den folgenden 3 Umlegungen je 50 Proc. und bei den darauffolgenden Umlegungen je 25 Proc. der Entschädigungsbeträge mit diesen zu erheben. Für das erste Geschäftsjahr ist die Ansammlung eines eisernen Betriebsfonds in Aussicht genommen worden, zu welchem für je 10 Steuereinheiten 3 ₰ beigetragen werden sollen. Ereignet sich nun ein Betriebsunfall, welcher eine Arbeitsunfähigkeit von mehr als drei Tagen oder den Tod des Verletzten nach sich zieht, so hat der Unternehmer Anzeige zu erstatten. Nach der amtlichen Untersuchung hat dann der Genossenschaftsvorstand die Entschädigung festzustellen und hierüber schriftlichen Bescheid zu ertheilen. Gegen den Bescheid ist innerhalb 4 Wochen nach dessen Zustellung Berufung an das Schiedsgericht zulässig. Das Schiedsgericht — Sitz in Dresden — entscheidet regelmäßig auf Grund öffentlicher und mündlicher Verhandlung mit den Parteien. Die höchste Spruch- und Aufsichtsbehörde für die land- und forstwirthschaftliche Unfallversicherung im Königreich Sachsen ist das Landesversicherungsamt. Nur in einigen Ausnahmefällen tritt die Zuständigkeit des Reichsversicherungsamtes ein. — In Kraft getreten sind bis jetzt in Sachsen nur die organisatorischen Bestimmungen. Der Tag, an welchem der materielle Theil der beiden Gesetze in Kraft tritt, wird auf Antrag der sächsischen Staatsregierung mit Zustimmung des Bundesrathes durch kaiserliche Verordnung festgesetzt werden. Vorläufig ist hierfür der 1. Januar 1889 in Aussicht genommen, nachdem vorher am 1. October 1888 die gesetzliche Krankenversicherung der land- und forstwirthschaftlichen Arbeiter in Kraft getreten sein wird. Der fragliche Termin hat alsdann die Bedeutung, daß alle vom 1. Januar nächsten Jahres an sich ereignenden Betriebsunfälle in der Land- und Forstwirthschaft nach Maßgabe der besprochenen Gesetze behandelt werden.

Literatur.

Der zweite Jahrgang der beliebten Damenzeitung „Dies Blatt gehört der Hausfrau!" geht seiner Vollendung entgegen; mit dem 1. October beginnt der 3. Jahrgang. Wir haben die vielseitigste, billigste und beste aller Hausfrauenzeitungen bereits öfter empfohlen, und zwar aus voller Ueberzeugung. Jede Hausfrau versündigt sich gegen ihren Geldbeutel, wenn sie auf „Dies Blatt gehört der Hausfrau!" nicht abonnirt; es giebt keinen praktischeren Berather im Gebiete des Hauswesens als diese Zeitschrift, und Gelegenheit, nutzbringende Ersparnisse einzuführen, bietet jede Nummer derselben. Vielleicht wollen unsere Leserinnen, welche andere Hausfrauenzeitungen halten, einmal einen Wechsel vornehmen; sie mögen, um sich zu überzeugen, daß das Bessere des Guten Feind ist, vom Verleger, Friedrich Schirmer in Berlin W., Schwerinstr. 5, sich eine Probenummer von „Dies Blatt gehört der Hausfrau!" gratis kommen lassen und werden dann sicher unser Urtheil bestätigen.

* * *

Groß ist die Wirkung, die ein gutes, praktisches Familienblatt auf das geistige und ökonomische Gedeihen der Familie ausübt. In diesen Familienblättern gebührt unstreitig das „Schweizerische Familien-Wochenblatt." Die neueste, infolgedessen sehr reichhaltige Nummer enthält: „Die Bedeutung der geistigen Einflüsse in der Erziehung", eine pädagogische, tief in das Gemüthsleben eingreifende Abhandlung von A. Schappe. — „Unser Heim und Haus", eine interessante Schilderung der häuslichen Einrichtung sonst und jetzt von Th. Ebner. — „Geld in Kindeshand", ein energisches Mahnwort an alle Eltern. — Nr. 1 der mit großer Sachkenntniß verfaßten „Graphologischen Briefe" von A. Zimmerli. — „Morgenstund hat Gold im Mund", eine lehrreiche Erzählung für die Jugend von J. Lohbardt-Hildebrandt. — „Frau Drudels Hündlein", eine geistvolle, humvolle Humoreske von Prof. J. Mühlig. — „Das Leben kein Traum", eine gemüthvolle Erzählung von M. Gerner. — Gedichte, Literatur, Sprechsaal, Räthsel, ärztlicher Briefkasten. — Als Beilage erscheint alle 14 Tage die „Kochschule", ein nützlicher Rathgeber für alle Geschäfte der Haushaltung, der Gesundheits- und Kinderpflege, eine praktische Anleitung für unsere Hausfrauen und Töchter. Verlag von Schröder & Meyer, Zürich. Abonnementspreis: Vierteljährlich 1,60 Fr., in Deutschland bei der Post 1,70 ℳ

Mittheilungen über Obst- und Gartenbau.

Herausgegeben vom Landes-Obstbau-Verein.

Etwas über die diesjährige Beeren- und Obsternte.

(Nachdruck verboten.)

Die Beerenernte ist im Allgemeinen eine nicht gute zu nennen. Die verschiedenen Beerensorten in Garten und Wald hatten reich angesetzt und waren zu vollkommener Ausbildung gelangt; jedoch wurde der Zuckergehalt durch den lang andauernden Regen meist etwas beeinträchtigt. Das Pflücken der Beeren bei Nässe ist der Haltbarkeit derselben sehr nachtheilig, was sich besonders bei den zum Verkauf gebrachten Heidelbeeren vielfach durch deren Bitterkeit bemerkbar machte. Himbeeren kommen in einer Größe und gesunden Ausbildung vor, wie man solche seit vielen Jahren nicht gesehen hat. Stachelbeeren sind meist etwas dickschalig, was aber das leichte Aufplatzen derselben bei nasser Witterung verhindert. Am wenigsten nachtheilig scheint die andauernde Nässe für die Johannisbeeren gewesen zu sein. In Bezug auf Preiselbeeren ist auch eine gute Ernte in Aussicht. — Die Beerenwein-Fabrikanten hatten und haben jetzt noch Gelegenheit, große Massen der verschiedenen Beerensorten zu billigen Preisen aufzukaufen und wir haben die Hoffnung, die prächtigen, wohlschmeckenden Beerenweine uns noch billiger als bisher zum erquickenden Genuße verschaffen zu können. Wie steht es nun weiter mit der Obsternte? Im Allgemeinen stehen die Aussichten etwas besser als in den verflossenen zwei letzten Jahren, doch dürfen wir durchschnittlich noch nicht auf eine Mittelernte hoffen. Zwar schienen Nachtfröste in diesem Frühjahr den Blüthen nicht geschadet zu haben, doch die kalte ungünstige Witterung während der Blüthezeit, die darauf folgende trockene und zum Theil heiße Periode und mancherlei andere Umstände haben dafür schädlich gewirkt. Am geringsten wird die Apfelernte ausfallen, welche doch gerade für Handel und Verwerthung die wichtigsten Früchte sind. Der vorige Sommer war sehr trocken, die Apfelbäume verloren meist zu früh ihr Laub, daher mag es wohl kommen, daß sie in diesem Jahre nur spärlich Blüthen zeigten. Die wenigen Blüthen litten durch ungünstige Witterung und wurden dann auch noch von Insecten heimgesucht, von Wickelraupen und Apfelblüthenstechern, welche die vorauszusehende Mißernte vervollständigen. Birnen blühten durchweg reichlich und sie werden bei uns unter allen Obstsorten noch den besten Ertrag liefern, obwohl die vielen Blüthen doch verhältnißmäßig nur wenig Früchte übrig gelassen. Da die Kirschen stricheweise fast gar keinen Ertrag geben, so ist im Ganzen die Ernte nur sehr mittelmäßig zu nennen. In unserm Erzgebirge in Höhe von 400 m und darüber ist jetzt Anfang August erst die völlige Reifezeit der gewöhnlichen Sorten eingetreten. Leider springen sie infolge des unaufhörlichen Regens häufig auf, lassen sich nicht lange aufbewahren, sondern faulen und schimmeln bald. Pflaumen und Zwetschen tragen stricheweise sehr reich. Aprikosen und Pfirsiche blühten merkwürdiger Weise in diesem Jahre auffallend spät und setzten sehr wenig an. Ganz dasselbe wird auch aus dem südwestlichen Deutschland berichtet. Wahrscheinlich ist die Ursache in dem strengen und ungewöhnlich langdauernden Winter zu suchen. H. Tr.

Vertilgung des Rosenpilzes auf Freilandrosen durch Salzwasser.

Welcher Rosenliebhaber hätte nicht schon durch den Rosenrost oder den Mehltthau, wie die Krankheitserscheinung in Folge des weißen Ueberzuges, womit Blätter und Knospen einiger Rosensorten während der Monate Juli und August versehen sind, genannt wird, gelitten, denn seine Lieblinge fangen darnach an zu verkümmern und die Knospen kommen nicht zum Aufblühen. Durch Schwefeln, Kalken und Spritzen mit ammoniakhaltiger und Kupfervitriollösung ist zwar erreicht worden, daß die älteren Blätter gesund blieben; junge Triebe aber, an denen obige Stoffe schwerer haften, und die Knospen, besonders deren Stiele fallen aber oft dem Pilze zum Opfer. In Möller's deutscher Gärtnerzeitung giebt nun ein holsteiner Gärtner als ein unfehlbares Mittel gegen den Rosenpilz das Bespritzen mit Salzwasser an und bemerkt dazu, daß er in seiner Rosenschule stark durch den Pilz zu leiden gehabt habe, während Rosengruppen, unmittelbar an der Ostsee gelegen, pilzfrei geblieben. Er sei deshalb auf den Gedanken gekommen, seine befallenen Rosen mit dem Wasser der Ostsee zu überspritzen. Am nächsten Tage haben allerdings seine Rosen einen traurigen Anblick gewährt, indem die Rosenblätter wie trockenes Buchenlaub aussahen, doch es währte nicht lange, so verschwand das trockene Laub und die Rosen bekamen ein gesundes und üppiges Aussehen wieder. Das Salz befördert vermöge seines starken Chlorgehaltes die Bildung des Chlorophylls in hohem Grade und die Belaubung einer Pflanze wird in Folge dessen wesentlich gedrungener, wie man sich durch die ganze Erscheinung der Vegetation auf salzhaltigem Boden auf den ersten Blick überzeugen kann. Rost und Mehltthau aber haben thatsächlich nur Zutritt zu dünnen schwächlichen Lande, also vorzugsweise zu den der Hybriden, während die dickblättrigen Theerosen verschont bleiben. Also ist künstliche Kräftigung der Blätter durch Kochsalz die Lösung zur Frage über die Bekämpfung des Rosenpilzes. Da nun nicht Seewasser überall zur Hand ist, so kann man sich das Salzwasser herstellen, wenn man 20 g Kochsalz in einem Liter Wasser auflöst. Um den Feind ebenfalls los zu werden, ist es nöthig, daß das Bespritzen mehrere Jahre hindurch wiederholt wird. Der verdienstvolle Rosist Wilhelm Gellermann verfährt nach derselben Quelle bei Bekämpfung gedachter Schmarotzer auf einer größeren Fläche, indem er diese zur Winterzeit mit Salz bestreut und dem Regen und Schnee das Weitere überläßt. Gewiß ein einfaches und billiges Mittel, weil man dazu das billigere Viehsalz benutzen kann. Das Bespritzen der befallenen Pflanzen muß natürlich sorgfältig geschehen, damit nicht zuviel der Lösung an den Stämmen herunter läuft.